

ELISABETH NOELLE-NEUMANN

Die Entdeckung der zweiten sozialen Natur des Menschen

Die Verarbeitung der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse im Presserecht

Die Wissenschaftsgeschichte ist durchzogen von einer Kette von Erlebnissen, die oft charakterisiert werden mit der Beschreibung Staunen. Sie kennen die Aussage des Aristoteles, daß das Staunen der natürliche Anfang der Philosophie sei.

Warum fällt der Apfel vom Baum auf den Boden? Das ist so eine berühmte stauende Frage, von der man sagt, daß mit ihr Newtons Erkenntnis der Schwerkraft begonnen habe. Das Staunen öffnet den Blick, man sieht etwas, das immer schon da war, das man schon oft gesehen hat, aber es ist, als habe man es nicht gesehen, bis es plötzlich ins Bewußtsein tritt und einen zum Staunen bringt.

Dann gibt es das Staunen über ein völlig unerwartetes Ergebnis in der empirischen Sozialforschung, das einen zwingt, bisherige Vorstellungen über menschliche Meinungen oder Verhaltensweisen fallenzulassen und die Gedanken und Theorien vollkommen neu zu ordnen.

Weiterhin gibt es das Staunen, das ausgelöst wird von der Anwendung einer Methode, die als kontrolliertes Experiment der Naturwissenschaft den Aufstieg der Naturwissenschaft in den letzten Jahrhunderten in Gang gesetzt hat, die experimentelle Physik, die durch aktive Anordnung der Untersuchungsanlage die Wirklichkeit veranlaßt hervorzutreten, und die nun, in unserem Jahrhundert, auch Eingang in die empirische Sozialforschung gefunden hat mit der Methode des kontrollierten Experiments.

Dem Staunen eng verwandt ist das Erlebnis des Wunders. Man reibt sich die Augen – so drückt es der Theologe Eberhard Jüngel, der Ephorus des Evangelischen Stifts in Tübingen, aus in einer Predigt über den Weihnachtsengel, der den Hirten auf dem Felde erschien.

Das Auftreten eines Wunders als Anstoß zum Staunen berührt uns besonders merkwürdig. Lange Zeit sprachen die Wissenschaftler nicht über solche Erlebnisse, sie schienen unverträglich mit den Grundsätzen der Aufklärung, der Erkenntnis der Macht der Vernunft. In der Vernunft haben Wunder keinen Platz. Aber zunehmend häufen sich die Fälle, daß Wissenschaftler sich nicht mehr scheuten, von Wundern zu sprechen. Man kann das nachlesen in dem kleinen Band des Konstanzer Wissenschaftsgeschichtlers Ernst Peter Fischer, Titel: „Die aufschimmernde Nachtseite der

Wissenschaft“¹ der ein Ausspruch des großen Physikers Wolfgang Pauli voransteht: „Sollte es nicht Einsichten über die Natur geben, die ohne Gefühl nicht gewonnen werden können?“

Wenn ich mich meinem Thema „Die Entdeckung der zweiten sozialen Natur des Menschen“ zuwende, so muß ich von zwei Erlebnissen sprechen, die 1964 und 1965 spielten. Das erste dieser Erlebnisse würde ich unter die Kategorie „Wunder“ einordnen.

Meine Antrittsvorlesung an der Universität Mainz unter dem Titel „Öffentliche Meinung und Soziale Kontrolle“ wurde gehalten im Dezember 1965. Die zentrale Aussage war ein Zitat von John Locke aus seinem zuerst 1690 veröffentlichten „Essay Concerning Human Understanding“.

Unter dem Stichwort „Gesetz der öffentlichen Meinung“ schreibt Locke: „Wer sich vorstellt, daß Lob und Tadel für die Menschen keine sehr starken Beweggründe seien, um sich den Meinungen und Regeln derer anzupassen, mit denen sie zusammen sind, der ist offenbar mit der Eigenart und der Geschichte der Menschheit wenig vertraut. Die meisten von ihnen richten sich (...) in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, nach dem Gesetz der Mode. (...) Niemand aber entgeht der Strafe ihrer Tadels und Mißfallens, der gegen die Mode und die Ansicht derjenigen Gemeinschaft verstößt, der er angehört und sich empfehlen möchte. Unter zehntausend ist nicht einer so unbeugsam und so unempfindlich, daß er die fortgesetzte Mißbilligung und Geringschätzung von seiten seiner eigenen Gesellschaft ertragen könnte.“²

Das war eine ganz andere Vorstellung von öffentlicher Meinung als die damals in den sechziger Jahren übliche, die als öffentliche Meinung das rationale Urteil verantwortungsbewußter Bürger ansah. Nichts im modernen Schrifttum über öffentliche Meinung hätte mich zu John Locke geführt, wenn es nicht dieses seltsame Erlebnis an einem Sonntagmorgen in Berlin, im Frühsommer 1964, gegeben hätte. Damals brachte ich die Wochenenden in Berlin zu, um mich auf meine Montagsvorlesung an der Freien Universität Berlin über die Methoden der Umfrageforschung vorzubereiten. Etwas Abschiedsstimmung war schon dabei, im Herbst würde ich an die Universität Mainz überwechseln als Professorin für Publizistik. An diesem Sonntagmorgen also, ich hatte noch nicht gefrühstückt, sah ich plötzlich vor mir auf der Wand, auf der hellen Tapete, die Worte „öffentliche Meinung und soziale Kontrolle“, so, als wenn sie da geschrieben wären. Ich sprang sofort auf und schrieb, innerhalb von Sekunden, auf, was ich gesehen hatte. Schon wenige Minuten später wußte ich: Das ist der Titel meiner Antrittsvorlesung. Dabei hatte ich an diesem Morgen überhaupt nicht über öffentliche Meinung nachgedacht, sie war nicht das Thema meiner Berliner Vorlesung, und von sozialer Kontrolle wußte ich praktisch nichts. Das Ganze war für mich ein Rätsel. Neugierig begann ich damals eine Suchexpedition in die Vergangenheit.

Der Zürcher Philosoph Hermann Lübbe, ein John Locke-Spezialist, fragte mich: „Wo finden Sie diese Aussage bei John Locke?“ Ja, wenn man sie nach dem Inhalts-

¹ Ernst Peter Fischer: Die aufschimmernde Nachtseite der Wissenschaft. Träume, Offenbarungen und neurotische Mißverständnisse in der Geschichte naturwissenschaftlicher Entdeckungen. Lengwil: Libelle 1995, S. 9.

² John Locke: Über den menschlichen Verstand. Hamburg: Meiner, 3. Aufl. 1976, S. 447–448.

verzeichnis gesucht hätte, hätte man sie nicht gefunden. Sie stand im 28. Abschnitt des 2. Buches unter dem nichtssagenden Titel: „On other relations“. Gefunden wurde sie nur, weil ich, um den merkwürdigen Titel „Öffentliche Meinung und Soziale Kontrolle“ aufzuklären, meinen damaligen Allensbacher Assistenten, heute FAZ-Redakteur, Kurt Reumann, gebeten hatte, alle andere Tätigkeit zurückzustellen und nur die Literatur zu durchsuchen, ob er einen Schlüssel finden könne zu der Aussage „Öffentliche Meinung und Soziale Kontrolle“. Er entdeckte das Kapitel „On other relations“ bei John Locke, und damit hielt ich den Faden in der Hand, mit dem ich weiter verfolgen konnte, was erst mehr als 20 Jahre später von mir genannte wurde: „Die soziale Natur des Menschen.“

Aber da war noch ein zweites Erlebnis des Staunens, und dies gehört nun zur Kategorie der völlig unerwarteten Ergebnisse der Umfrageforschung im Bundestagswahljahr 1965, nämlich der rätselhafte Befund, daß während des Wahlkampfes beide großen Parteien über Monate hinweg in der Stärke ihrer Anhänger Kopf an Kopf lagen, während sich gleichzeitig die Erwartung der Bevölkerung, welche Partei die Wahl gewinnen werde, dramatisch veränderte. Ich habe den Vorgang, das Rätsel, das damals auf meinem Tisch lag, an anderer Stelle ausführlich beschrieben.³

1972 haben sich dann die verschiedenen Stücke so zusammengesfügt, daß ich auf dem Internationalen Psychologenkongreß in Tokio meinen ersten Vortrag über die Theorie der Schweigespirale hielt: „Return to the Concept of Powerful Mass Media“. „Die Schweigespirale“ lautete später dann auch der Titel des Buches von 1980 mit dem Untertitel „Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut“.⁴ Es war ein sehr merkwürdiges Erlebnis, als sich in Tokio, während ich meinen Vortrag hielt, langsam der Raum anfüllte und am Nachmittag, als der Vortrag auf dem Kongreß diskutiert werden sollte, der ganze Raum überfüllt war und vor den Türen sich weitere Kongreßteilnehmer drängten, die keinen Eingang mehr fanden. Warum war das so?

Später sagte mir ein bekannter amerikanischer Sozialpsychologe, David C. McClelland: „Für mich war das, was Sie sagten, die lange gesuchte Antwort auf eine Frage, die mich seit 25 Jahren beschäftigt hat.“ Auf meiner Suche nach der Klärung der Beziehung zwischen öffentlicher Meinung und sozialer Kontrolle war ich auf einen Zusammenhang gestoßen, die soziale Natur des Menschen und ihre Bedeutung für die Integration der Gesellschaft. Ich war aber keineswegs die einzige, die auf dieser Fährte suchte, überall in Europa und USA gab es Einzelgänger, die an dem Thema arbeiteten, und zwar schon seit mehreren Jahrhunderten, wie ich viel später herausfand.

³ Elisabeth Noelle-Neumann: *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale*. 5., erw. Ausgabe Frankfurt/Main, Berlin: Ullstein 1996, S. 13 ff. *Elisabeth Noelle-Neumann: Über den Fortschritt in der Publizistikwissenschaft durch Anwendung empirischer Forschungsmethoden. Eine autobiographische Aufzeichnung*. In: *Publizistik, Sonderheft 1/1997: Kommunikationswissenschaft autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Hrsg. von Arnulf Kutsch und Horst Pöttger. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 36-61, hier S. 54 f.

⁴ Die erste zusammenfassende Darstellung zur Schweigespirale unter dem Titel „Schweigespirale“ findet sich in der Festschrift für Arnold Gehlen zum 70. Geburtstag am 29. Januar 1974: „Die Schweigespirale. Über die Entstehung der öffentlichen Meinung“. In: Ernst Forsthoff/Reinhard Hörstel (Hrsg.) *Standorte im Zeitstrom*. Frankfurt/Main: Athenäum, S. 299-330.

Die Einleitung über das Staunen habe ich meinem Vortrag vorangeschickt, weil es um einen Perspektivenwechsel geht, allerdings einen Perspektivenwechsel, bei dem die frühere Perspektive nicht aufgehoben, nicht überholt wird, sondern es wird eine neue Perspektive hinzugefügt.

Auf die Schwierigkeiten dieses Unterfangens bin ich von Juristen ausdrücklich aufmerksam gemacht worden. Den Anfang bildete Anfang der achtziger Jahre ein Besuch, den mein Kollege Hans Mathias Kepplinger und ich vom Mainzer Institut für Publizistik/Kommunikationsforschung in Karlsruhe beim damaligen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts Roman Herzog machten. Nach 15 Jahren empirischer Erforschung der Wirkung der Massenmedien in Mainz und der zunehmenden Einsicht in die außerordentlich starke Wirkung der Massenmedien auf die Bevölkerungsmeinung waren wir zu der Überzeugung gelangt, es sei wichtig, den Juristen die Forschungsergebnisse vorzulegen, damit sie in der höchstrichterlichen Rechtsprechung, insbesondere im Bereich des Presserechts, berücksichtigt werden könnten.

Zu dem Besuch bei Professor Herzog brachten wir etwa 20 Bücher, Schriften, Sonderdrucke zum Thema Wirkung der Massenmedien mit. Roman Herzog nahm sie bei einem fast zweistündigen Gespräch freundlich entgegen, erklärte, sie würden in die Bibliothek des Bundesverfassungsgerichts eingestellt und sicher beachtet werden. Aber dann hörten wir nichts mehr davon.

Die nächste Etappe bildete einige Jahre später, 1991, ein Vortrag in Karlsruhe auf einer Veranstaltung der Georg F. Rössler Stiftung im Verein der Rechtsanwälte beim Bundesgerichtshof unter dem Titel: „Welche Rolle spielt die Öffentliche Meinung für die Entscheidung der Richter?“ Der Vortrag wurde stark erweitert und umgearbeitet in der Festschrift für Martin Kriele 1997 unter dem gleichen Titel abgedruckt.⁵ Bei der Veranstaltung der Rössler Stiftung 1991 entwickelte sich im Anschluß an den Vortrag eine lebhafte Diskussion über den Persönlichkeitsschutz. Ich rief den Bundesrichtern zu: „Sie bestrafen jeden gebrochenen kleinen Finger. Aber wenn durch einen Artikel, eine Fernsehsendung ein Mensch in seinem Ruf, seiner Ehre, seinem ganzen öffentlichen Ansehen ruiniert wird, dann tun Sie nichts. Dabei sind es die schlimmsten Verletzungen, die es gibt. Diese Wunden heilen nie.“

Inzwischen war meinen Mainzer Kollegen und mir klargeworden, daß wir viel sorgfältiger und langfristiger an die Aufgabe gehen müßten, den Juristen die Ergebnisse der Kommunikationsforschung vor Augen zu stellen. Ich gewann für diesen Plan den Vorsitzenden der 1996 gegründeten Stiftung Demoskopie Allensbach, Professor Bernd Rütters, Altrector der Universität Konstanz. Ich entwarf ein Modell für einen über mehrere Jahre hinweglaufenden Transfer von Erkenntnissen der Medienwirkungsforschung hin zu den Juristen. Vorgeschlagen wurde die Bildung einer Arbeitsgruppe aus sieben Professoren des Öffentlichen Rechts und vier Kommunikationswissenschaftlern, die sich zweimal im Jahr im Haus der Stiftung Demoskopie Allensbach in Konstanz am Bodensee treffen sollten. Bernd Rütters überbrachte den Vorschlag

⁵ Elisabeth Noelle-Neumann: Welche Rolle spielt die Öffentliche Meinung für die Entscheidung der Richter? In: Staatsphilosophie und Rechtspolitik. Festschrift für Martin Kriele zum 65. Geburtstag. München: C. H. Beck 1997, S. 507–522.

dem Vorsitzenden der Stiftung Gesellschaft für Rechtspolitik, Dr. jur. h. c. Otto Theisen, der ihn wohlwollend aufnahm. Während der anderthalbtägigen Sitzungen hielten die Kommunikationsforscher den Juristen ein bis zwei Vorträge, die jeweils ausgiebig diskutiert wurden. Das Ziel war, ein „Bitburger Gespräch“ zu der Thematik „Medienfreiheit, Medienwirkung, Persönlichkeitsschutz“ gemeinsam vorzubereiten. Da stehen wir jetzt.

In den Diskussionen im Arbeitskreis stellte sich bald heraus, daß bestimmte Begriffe für Juristen und Kommunikationsforscher verschiedene Bedeutung hatten, und andererseits, daß Juristen und Kommunikationsforscher für die gleichen Gegenstände ein verschiedenes Vokabular entwickelt hatten.

Über die verschiedene Bedeutung des Begriffs „Öffentliche Meinung“ für Juristen und Kommunikationsforscher habe ich ausführlich in der Festschrift für Kriele berichtet. Im Kern handelt es sich darum, daß den Juristen bei dem Begriff der öffentlichen Meinung fast ausschließlich die veröffentlichte Meinung vor Augen steht. Mit dieser Gleichsetzung wird der Jurist blind für das reale und übermächtige Phänomen Öffentliche Meinung, das den einzelnen wie Regierungen zu Boden wirft. Man kann das heute illustrieren an Vorgängen um den NATO-Nachrüstungsbeschluß, an der Aufregung über die geplante Versenkung der Offshore-Plattform Brent Spar oder die Atommüll-Transporte mit „Castor“-Behältern. In dem Aufsatz in der Kriele-Festschrift habe ich dargelegt, warum die Juristen, wenn sie die Realität fassen wollen, unter der Menschen – auch Juristen – handeln, die jahrtausendealte Bedeutung von öffentlicher Meinung, die in der Aufklärung verlorengegangen war, wieder zurückgewinnen müßten.

Bei einem der Gespräche im Arbeitskreis kam es zu einer lebhaften Debatte über das kostbarste, das der Mensch besitzt, den guten Ruf, seine Reputation. Die Juristen unserer Arbeitsgruppe warnten mich. Im Amerikanischen rät man jemandem, der überzeugen will: „Talk the language“ – „Sprechen Sie in der Sprache derer, die Sie überzeugen wollen“. Die Juristen, wurde mir gesagt, sprechen nicht von Reputation, sondern von Leumund. Der Jurist, hörte ich, spricht nicht von sozialer Natur des Menschen. Das Schlüsselwort, das er versteht, heißt Geltung. Juristen in unserem Arbeitskreis formulierten: „Der einzelne hat das Recht, seinen sozialen Geltungsanspruch zu bestimmen.“

Der Sozialpsychologe antwortete ihnen: „Es ist genau umgekehrt. Der einzelne kann nicht – jedenfalls nicht allein – über seine Geltung bestimmen, nicht über seinen Ruf, nicht über seine Ehre. Alle diese kostbaren Besitztümer sind unberechenbaren Kräften der öffentlichen Meinung, der Massenmedien, der ungreifbaren Öffentlichkeit preisgegeben.“

Gar keine Übereinstimmung ließ sich bei dem Begriff „soziale Natur des Menschen“ finden. Ursprünglich hatte ich meinem Vortrag in Bitburg den Titel geben wollen: „Die Entdeckung der sozialen Natur des Menschen.“ Die Juristen erklärten, da gäbe es nichts zu entdecken. Seit der Antike wisse man, daß Menschen eine soziale Natur hätten, sie lebten ja in Gesellschaften, in der Familie, in der Polis, in Gruppen vielfältigster Art. Das sei Nachweis genug, daß sie eine soziale Natur hätten.

Schließlich einigten wir uns provisorisch auf den Titel: „Die Entdeckung der zweiten sozialen Natur des Menschen.“

Die „zweite soziale Natur des Menschen“: Was soll damit gemeint sein, und warum ist das, was damit gemeint ist, wichtig für Juristen? Wichtig insbesondere für das Medienrecht und den Persönlichkeitsschutz? Rudolf Smend, der seit Ende der zwanziger Jahre eine „Integrationslehre“ durchzusetzen versuchte, klagte in seinem Artikel zum Stichwort „Integrationslehre“ im Handwörterbuch der Sozialwissenschaften 1956, die Juristen interessierten sich zuwenig für Integrationsprobleme.⁶ Man kann das umschreiben: Sie interessieren sich zuwenig dafür, wie Gesellschaft möglich sei bei so starken Unterschieden zwischen den einzelnen Gliedern der Gesellschaft, den Individuen und ihren Interessen. Es sei notwendig zu verstehen, wie Gesellschaft unter solchen Umständen überhaupt möglich sei.

Die Antwort könnte lauten: Der Zusammenhalt der Gesellschaft bei so starken Unterschieden in Anlagen, Fähigkeiten, Einstellungen und Interessen der Menschen wird dadurch ermöglicht, daß der Mensch eine Doppelnatur besitzt, eine individuelle und eine soziale Natur. Dabei wird jetzt der Ausdruck „soziale Natur“ in einem ganz spezifischen Sinn verstanden, und zwar ganz, wie es John Locke beschrieben hatte: durch seine soziale Natur ist der Mensch abhängig von Billigung und Mißbilligung der Menschen um ihn herum, abhängig davon, was andere über ihn denken, ob sie sein Verhalten, seine Ansichten billigen, und zwar in den Bereichen, die am stärksten von Gefühlen beherrscht werden, in moralischen Bereichen, in dem, was als gut oder böse gilt. Darauf achtet der Mensch, und zwar so sehr, daß John Locke, auf seine Beobachtungen dazu gestützt, ein Gesetz formulierte, das für ihn gleichgewichtig stand neben dem göttlichen Gesetz und dem Gesetz des Staates. Er nannte es „Gesetz der Meinung, der Reputation und der Mode“, wobei Meinung im englischen Sprachgebrauch immer gleich bedeutet „öffentliche Meinung“. John Locke verwendete den Begriff „Gesetz“ dabei nicht leichtfertig. Ein Gesetz war für ihn dadurch gekennzeichnet, daß bei der Übertretung eine Strafe folgt, die nicht einfach eine Folge der Handlung selbst ist.⁷ Die Mißbilligung durch die Umgebung, das war die Strafe, die bei der Verletzung des Gesetzes der öffentlichen Meinung, Reputation und Mode folgte, und diese Mißbilligung, sagte John Locke, fürchteten die Menschen mehr als die Strafe Gottes und die Strafe der Justiz.⁸ Aber all das blieb vergraben in John Lockes Riesenwerk, durch Jahrhunderte hindurch wurde es praktisch nicht zitiert.

Der nächste große Pionier in der Entdeckung der sozialen Natur des Menschen war Jean-Jacques Rousseau in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Verdichtet in wenige Sätze schrieb er: „Der Mensch, das soziale Wesen, ist immer wie nach außen gewendet: Lebensgefühl gewinnt er im Grunde erst durch die Wahrnehmung, was andere von ihm denken ...“⁹ Und noch einmal Rousseau: „Wie findet man eine Gesellschaftsform,

⁶ Rudolf Smend: „Integrationslehre“. In: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Band 5. Stuttgart/Tübingen/Göttingen: Gustav Fischer/J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)/Vandenhoeck & Ruprecht 1956, S. 299–302.

⁷ Locke 1976, S. 442.

⁸ Ebenda, S. 447–448.

⁹ Jean Jacques Rousseau: Schriften zur Kulturkritik. Hamburg: Meiner 1978, S. 264.

die mit der ganzen gemeinsamen Kraft die Person und das Vermögen jedes Gesellschaftsmitgliedes verteidigt und schützt und kraft derer jeder einzelne, obgleich er sich mit allen vereint, gleichwohl nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie vorher? Dies ist die Hauptfrage ...“¹⁰ Rousseau erkennt die Zerreißprobe zwischen individueller und sozialer Natur in einer Brust, der die Menschen ausgesetzt sind: „Der Mensch, das arme Wesen ...“ Juristen sprechen oft von Rousseau – aber diese Sätze habe ich genausowenig wie die von John Locke zitieren gehört.

Auch dem scharfen Blick Kants war dieser Aspekt der menschlichen Natur nicht entgangen. In seinem Werk: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793) schrieb er über die vergleichende Selbstliebe als Anlage des Menschen: „... sich nämlich nur in Vergleichung mit andern als glücklich oder unglücklich zu beurteilen. Von ihr rührt die Neigung her, sich in der Meinung Anderer einen Wert zu verschaffen.“¹¹ Im selben Werk heißt es vom Menschen: „Er ist nur arm (oder hält sich dafür), sofern er besorgt, daß ihn andere Menschen dafür halten und darüber verachten möchten.“¹² An diese Sätze muß man sich halten, wenn wir uns daran machen, Phänomene und Begriffe der Ehre zu verstehen.

Zunächst verfolgen wir weiter den Weg der Pioniere zur Erkenntnis der sozialen Natur des Menschen. Der Völkerpsychologe Wilhelm Wundt (1832–1920) wird mit seiner Aufmerksamkeit für die Bedeutung der *Gesten* bei primitiven Völkern zum großen Anreger des nächsten Giganten, George Herbert Mead von der Universität von Chicago. Wenn ich den Ausdruck „Gigant“ benutze, dann bediene ich mich der Ausdrucksweise des großen amerikanischen Soziologen Robert Merton, Columbia Universität New York, der sagte: „Wir stehen auf den Schultern von Giganten“.

George Herbert Mead (1863–1931), der Entdecker der „symbolischen Interaktion“ hatte in Deutschland studiert, zwar in Berlin und nicht in Leipzig, wo Wilhelm Wundt lehrte, aber er hatte während seines Studiums in Deutschland die Tragweite der Lehre von Wilhelm Wundt begriffen, wonach sich Menschen mit Gesten verständigen, noch bevor sie Worte gebrauchen, und davon ausgehen, daß diese Gesten eine für sie gemeinsame symbolische Bedeutung haben.

George Herbert Mead überschritt eine entscheidende Schwelle bei der Entdeckung der sozialen Natur des Menschen. Er entdeckte den Innenraum des Menschen, in dem der einzelne sich vorstellt, was andere Menschen über ihn sagen, über ihn denken, wie andere Menschen über ihn urteilen werden, noch bevor irgendwelche Reaktionen der anderen Menschen eintreten. Symbolisch nimmt der Mensch bei Verstoß gegen das Gesetz der Meinung, der Reputation, der Mode die Strafen in seiner Vorstellung vorweg. Heute bestätigt das die Hirnforschung.

Dieser Vorgang darf nicht verwechselt werden mit dem, was wir als Mitgefühl kennen, mit der Fähigkeit des Menschen, sich in andere hineinzusetzen und sie da-

¹⁰ Jean Jacques Rousseau: Der Gesellschaftsvertrag. Stuttgart: Reclam 1963, 1. Buch, 6. Kap., S. 43.

¹¹ Kant's gesammelte Schriften. Akademie-Ausgabe. Erste Abteilung, Band VI. Berlin: Georg Reimer 1907, S. 27.

¹² Ebenda, S. 93.

durch besser zu verstehen. Bei der symbolischen Interaktion handelt es sich nicht darum, einen anderen Menschen besser zu verstehen, sondern darum, die Reaktion des anderen auf das eigene Selbst in der Vorstellung vorwegzunehmen. Im Englischen unterscheidet George Herbert Mead zwischen „I“ und „Me“, das „I“ ist das Bewusstsein, das das Individuum von seiner Identität aufgebaut hat. Das „Me“ ist das Selbstbild, wie man glaubt, von anderen gesehen und beurteilt zu werden. Ein Perspektivwechsel, den das Individuum pausenlos vornimmt.

Es ging George Herbert Mead nicht besser als seinen Vorgängern: Er wurde bekämpft, verlacht, oder er blieb einfach unbeachtet. Zu ungewöhnlich war die Perspektive, die er zeichnete. Sein großer Klassiker – „Mind, Self, and Society“¹³ – ist nicht von ihm geschrieben, er wollte kein Buch mehr schreiben, nachdem er die Mißachtung seiner Kollegen erkannt hatte. Das Buch haben nach seinen Vorlesungen mehrere Schüler von ihm geschrieben, es erschien drei Jahre nach seinem Tod.

Erving Goffman, 1922, neun Jahre bevor George Herbert Mead starb, geboren (gest. 1982), ging den nächsten Schritt auf dem Weg der Entdeckung der sozialen Natur des Menschen. Er war nicht Soziologe, sondern Psychologe und erhielt die wichtigsten Anregungen durch seine zweieinhalbjährige Tätigkeit in einer psychiatrischen Klinik. In Kalifornien und Pennsylvania lehrte er anschließend als Universitätsprofessor. Die Titel seiner Bücher und Aufsätze schlugen einen neuen Ton an. „Behavior in public places“ (1963),¹⁴ „Stigma. Notes on the management of spoiled identity“ (1964), deutsch: „Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“.¹⁵

„Stigma“ – „öffentliche Plätze“ – das sind Begriffe, die bisher in der Sprache der Sozialwissenschaftler ganz ungewohnt sind. In Deutschland hielt ein seriöser Soziologe wie Tenbruck Erving Goffman für einen Feuilletonisten. Er urteilte so bei einem Dinner beim Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität von Chicago. Edward Shils, der mit am Tisch saß, Sozialphilosoph, Balzan-Preisträger, schüttelte den Kopf und sagte zu Tenbruck: „Sie irren sich.“

Was meint Erving Goffman mit Stigma? Der psychiatrische Patient ist stigmatisiert, er ist nicht normal. Mit ununterbrochener „facework“ arbeitet er an seinem Gesicht, seiner äußeren Erscheinung, mit seinem Auftreten und Verhalten versucht er diese Stigmatisierung, diese Isolation zu überwinden, normal zu wirken, als normal anerkannt zu sein. Und dann entgleitet irgendetwas seiner Selbstkontrolle, und die ganze Arbeit am Gesicht, an seiner äußeren Erscheinung, wie er von außen, von den anderen gesehen werden will, ist wieder zerstört.

Warum spricht Erving Goffman von Öffentlichkeit, öffentlichen Plätzen? Der psychiatrische Patient fühlt sich dem Urteil der anderen Menschen in der Öffentlichkeit preisgegeben, die Öffentlichkeit ist für ihn das Tribunal. Je offener, anonym, desto ungeschützter fühlt er sich, desto mehr leidet der Kranke.

¹³ *George Herbert Mead: Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist.* Chicago: Univ. Press, 19. Auflage, 1974.

¹⁴ *Erving Goffman: Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings.* Glencoe: Free Press 1963.

¹⁵ *Erving Goffman: Stigma. Notes on the Management of the Spoiled Identity.* Englewood Cliffs 1963.

Aber längst ist in der weiteren Arbeit von Erving Goffman klar geworden, daß sich alle diese Reaktionen, Empfindungen gar nicht mehr nur auf Patienten beziehen. Erving Goffmans wissenschaftliches Interesse verschiebt sich zu der Frage: Was ist Normalität, wie bildet sie sich? „Stigma“, „beschädigte Identität“, das kann jeden treffen. Hier öffnet sich das weite Feld von Ehrenstrafen seit dem Mittelalter, der Pranger, heute der Medienpranger, durch den man stigmatisiert und von den normalen Menschen abgeschieden wird.

Aber noch bevor Goffman die Rolle der Medien bei diesem Kampf der Menschen gegen die Stigmatisierung in der Öffentlichkeit als Forschungsthema anging, brach er seine Arbeit ab, wechselte das Forschungsthema. Er sehnte sich nach Anerkennung durch die Kollegen und nach dem Themenwechsel erreichte er sie auch. Er wurde 1981 Präsident der amerikanischen Gesellschaft für Soziologie, starb aber gleich darauf (im November 1982) mit 60 Jahren.

Was ist von der Arbeit der Pioniere bei der Entdeckung der Verletzlichkeit der sozialen Natur des Menschen bis heute bekannt geworden?

Wenn man heute in das 1992 erschienene Standardwerk „Personality and Social Psychology“ von Barbara Krahe hineinsieht, so erkennt man, daß es seinen Schwerpunkt in der Persönlichkeitspsychologie hat und in der Analyse des Verhaltens der verschieden angelegten Persönlichkeiten in sozialen Situationen.¹⁶

Von John Lockes ängstlichem Individuum, das nicht gegen das „Gesetz der Meinung, Reputation und Mode“ verstoßen will, ist nicht die Rede; auch nicht von Rousseaus nach außen gewendetem, erst in der Reaktion anderer auf sich Bewußtsein gewinnenden Menschen. Meads symbolische Interaktion existiert nicht. Der Versuch, mit der Arbeit am Gesicht, „facework“, am eigenen Auftreten Normalität zu erreichen, Stigma, beschädigte Identität zu vermeiden, die Erkenntnisse von Erving Goffman, existieren nicht. Das große Arsenal von Bedrohungen des Individuums durch das Tribunal der Öffentlichkeit – „Public Eye“ nannte Edmund Burke schon am Ende des 18. Jahrhunderts diese kontrollierende Öffentlichkeit¹⁷ –, dies alles ist in einem Standardwerk über Sozialpsychologie vom Anfang der 90er Jahre ausgespart, und nicht nur in diesem, sondern praktisch in allen.

Der Konformitätsdruck, mit dem die Gesellschaft Zusammenhalt sichert, steht gleichsam auf anderem Blatt. Die Forschungsarbeiten dazu findet man am ehesten unter dem Stichwort „Gruppendynamik“, die unter amerikanischem Einfluß ihre Blüte in der Mitte unseres Jahrhunderts erlebte. Aber die Gruppendynamik bezieht sich auf Primärgruppen in direkter Interaktion. Auch da kann stigmatisiert, mit Ausschluß bedroht werden, aber die Prozesse laufen viel behutsamer als Stigmatisierung durch Rufzerstörung am Pranger. Die Gruppendynamik zeigt, daß die Gruppen sich um abweichende Mitglieder lange Zeit große Mühe geben und erst, wenn es gar keine Hoffnung mehr auf Einlenken gibt, den Abweichenden ausschließen.

¹⁶ Barbara Krahe: *Personality and Social Psychology. Toward a Synthesis*. London: Sage 1992.

¹⁷ Edmund Burke: *An Appeal from the New to the Old Whigs*. In: *Edmund Burke: The Works*. Bd. III/IV. Ndr. Hildesheim/New York: Olms 1975. Bd. IV, S. 61–215. Dort S. 66.

Ganz anders die anonyme Öffentlichkeit als Tribunal, die schnell urteilt, keine Argumente hört und nicht greifbar ist. In diesem Fluidum von Meinungsklima, Rufgefährdung, ahnungsloser Regelverletzung, Wertewandel, IN- und OUT-Reaktionen versuchen sich die Menschen mit großer Anstrengung zu behaupten. Die Unterscheidung, die der Mensch trifft zwischen seiner individuellen Natur, seiner Identität, von George Herbert Mead als „I“ – „Ich“ – bezeichnet und seiner sozialen Natur: Wie werde ich von den anderen gesehen, eingeschätzt? Das „Me“ von G. H. Mead – vielleicht zu übersetzen mit „mein Selbst“ – begleitet den Menschen im Wachen und wahrscheinlich auch im Schlafen. Aber es ist bis heute kaum Gegenstand des Bewusstseins, keine bewußte Unterscheidung. „Nicht einer unter zehntausend ist so unempfindlich, daß er die Mißachtung seiner Umwelt erträgt“, hatte John Locke gesagt. Diese soziale Natur des Menschen ist äußerst verletzlich. Menschen am Pranger sanken im Mittelalter schon nach wenigen Minuten bewußtlos um, auch wenn ihnen kein Haar gekrümmt worden war.

Die holländische Psychologin Florence van Zuuren, die intensiv Mead und Goffman studiert hatte, fragte sich: Gibt es das wirklich, eine solche soziale Natur des Menschen, die immerzu ängstlich Isolation vermeidet? Auf ihre Arbeiten im Fachbereich Psychologie der Universität von Amsterdam gestützt, erstattete sie dazu auf einem Psychologen-Kongreß in Perugia 1983 ein Referat. „Breaking the rules“ hieß der Titel des Referats, „Die Regeln brechen“.¹⁸

Florence van Zuuren hatte auf dem langen Weg der Entdeckung der sozialen Natur des Menschen eine neue Methode erfunden, die Methode der Selbstversuche. Der Gedanke war, sich der eigenen sozialen Natur bewußt zu werden, die Verdrängung, die Nichtanerkennung der eigenen sozialen Natur zu überwinden, die eigene soziale Natur subjektiv zu erfahren.

Zu diesem Zweck experimentierten Van Zuuren und eine Gruppe junger Wissenschaftler, mit denen sie zusammen arbeitete, mit Peinlichkeit, mit peinlichen Situationen, und beobachteten, protokollierten ihre Empfindungen dabei. Sie blieben etwa mitten in einem Fußgängerstrom in einer stark belebten Straße stehen, um zu erfahren, wie ihnen zumute war, wenn sie mit bösen Blicken von allen Seiten von den Vorübergehenden betrachtet wurden.

Sie setzten sich in einem halbleeren Cafe an einen Tisch, an dem schon ein Paar saß und beobachteten ihre eigenen Empfindungen beim Regelverstoß. Sie kauften zweimal in kurzen Abständen in einem Geschäft die gleiche Sache ein.

Eine Aufgabe lautete, in einem fremden Hochhaus bis zum obersten Stock zu fahren und sich dort umzusehen. Eine Versuchsteilnehmerin sagte, daß sie sich schon, bevor sie überhaupt das Hochhaus betreten habe, gefürchtet habe, was sie denn sagen solle, wenn sie jemand dort oben fragen würde, was sie da suche. „Plötzlich fand ich, daß ich ganz grotesk aussah mit meinen rosa Hosen und der rosa Bluse“. Sie sah sich von außen, mit den Augen anderer Menschen. Viele Teilnehmer an den holländischen

¹⁸ Florence J. Van Zuuren: The Experience of Breaking the Rules. Paper Presented at the Symposium on Qualitative Research in Psychology in Perugia, Italy, August 1983. Dept. of Psychology, University of Amsterdam. Revesz-Bericht No. 47.

Selbstversuchen berichteten, sie hätten die beabsichtigte Handlung schon vor der Ausführung wieder aufgegeben.

So ging es auch den Mainzer Studentinnen und Studenten in den Seminaren, in denen wir die Methode der Selbstversuche nacharbeiteten. Singen in der Fußgängerzone von Mainz, allein oder in einer Gruppe; in einer Gruppe war es leichter. Verteilen von Kuchenstücken an Passanten. Vor Beginn eines Publizistenfestes allein auf der Tanzfläche ausgeflippt tanzen.

Die Selbstversuche zeigten, daß es vor aller sozialen Kontrolle schon so etwas wie eine interne persönliche Kontrolle gibt. Die Isolationsdrohung von außen wird in der Vorstellung vorweggenommen. So bedrückend ist schon der Gedanke, wie unangenehm eine Situation sein *wird*, daß das Individuum bereits sein Verhalten der Regelverletzung oder des Verstoßes gegen die öffentliche Meinung korrigiert, bevor das Kollektiv, die soziale Kontrolle von außen tätig geworden ist, ja, bevor das Kollektiv überhaupt von der Absicht des Regelverstoßes erfahren hat.

Das erlebte auch Michael Hallemann, der in Mainz mit einer Gruppe von Kommilitonen einen Selbstversuch organisierte. Die Versuchssituation war die folgende: Die Studenten bauten an einer belebten Straße einen Stand auf, hinten ein Spruchband mit dem Text: „Gegen die Geldverschwendung bei der Mainzer Fastnacht“. Auf Spruchbändern wurde zum Eintritt in einen neuen Verein aufgefordert: „Wir fordern, daß der diesjährige und alle nachfolgend geplanten großen Montagsumzüge der Fastnacht aus humanitären Gründen gestrichen werden. Die dadurch eingesparten Gelder für Spenden sollen für die menschliche Unterbringung von ausländischen Arbeitnehmern und Asylanten verwendet werden.“ Die Flugblätter mit dieser Aufforderung lagen in großen Stößen auf einem Stand aus, den die Studenten mitten in der Fußgängerzone aufbauten, und die Studenten bemühten sich, den Passanten diese Flugblätter in die Hand zu drücken und Unterschriften zur Unterstützung dieser Aktion zu fordern.

Aus dem Fenster eines Hauses filmte ein Student mit, was sich zutrug: selbst die Ladenbesitzer in den angrenzenden Straßen beteiligten sich an der Isolation der Studenten. Sie versuchten geradezu, die Passanten, die arglos ankamen, wegzuwedeln, sie sollten bloß nicht weitergehen: „Lassen Sie, das sind Verrückte!“

Michael Hallemann hat gesagt, schon die Erfahrung, wie es einem Menschen zumute ist, der einen anderen anspricht und der ihm kalt den Rücken zudreht, oder wenn man sieht, daß Menschen schon von weitem einen Bogen um einen herum machen, um einem nicht zu begegnen, einen nicht sehen zu müssen, habe ihn so aufgeregt, daß er deswegen damals dieses Thema des Selbstversuchs als Magisterarbeit und später als seine Doktorarbeit gewählt habe.¹⁹

Dieser Dissertation verdanken wir grundlegende Einsichten in das Erlebnis der Peinlichkeit, wie es der sozialen Natur des Menschen entspringt. Hallemann ging zurück bis zu Charles Darwin, der die soziale Natur des Menschen im Erröten erkannt

¹⁹ *Michael Hallemann*: Peinlichkeit. Ein Ansatz zur Operationalisierung von Isolationsfurcht im sozialpsychologischen Konzept öffentlicher Meinung. Diss. Mainz 1989.

hatte. Das Erröten als Signal, daß sich ein Mensch vorstellt, was andere Menschen von ihm denken.

Damit begann eine wissenschaftliche Tradition des Interesses der Erforschung der Peinlichkeit. Das war ein wichtiger Teil der Entdeckung der sozialen Natur des Menschen, nur, daß es nicht so genannt wurde. Erving Goffman hatte sich schon Peinlichkeit, embarrassment, als einen Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Untersuchungen vorgenommen. Schüchternheit, sagte er, ist nichts anderes als eine sehr gesteigerte Sensibilität für Peinlichkeit. Der Schüchterne ist geplagt durch die fortgesetzte Vorstellung, was andere von ihm denken.

Hier ist nun der Punkt, an dem auch der Beitrag der Demoskopie zur Entdeckung der sozialen Natur des Menschen zu beschreiben ist. Tatsächlich stammen wichtige Beweisstücke für die Existenz der sozialen Natur des Menschen aus der Demoskopie. Wir hätten ohne Demoskopie Erscheinungen, die der sozialen Natur des Menschen entsprungen sind, wissenschaftlich nicht zeigen können, wissenschaftlich in dem Sinne: empirisch überprüfbar, wiederholbar.

Auch zur Dissertation von Hallemann über Peinlichkeit leistete die Demoskopie einen Beitrag. In einem Satzergänzungstest, der in ein normales Interview eingebaut ist, zeigt ein Bildblatt zwei Personen im Gespräch. Die eine sagt: „Stell Dir vor, was ich gestern erlebt habe, eine ganz peinliche Sache, also ich ...“ Die Frage dazu lautete: „Wenn Sie das einmal lesen, wie könnte der Satz zu Ende gehen?“

Aus den wörtlich im Interview mitgeschriebenen Antworten entwickelte Hallemann 30 peinliche Szenen, die auf Karten geschrieben in normalen Bevölkerungsumfragen vorgelegt wurden mit der Aufforderung, zu entscheiden, was davon dem Befragten selbst peinlich und was nicht peinlich wäre.

Gestützt auf diese Ergebnisse entwickelte Hallemann eine „Peinlichkeits-Skala“. Damit gruppierte er die Befragten nach der Stärke ihres Peinlichkeitsempfindens und wies unter anderem nach, daß Personen mit hoher Peinlichkeitssensibilität bei einem Gespräch im Eisenbahnabteil zu Fragen öffentlich kontroverser Diskussion lieber schweigen wollen, sonst aber, bei weniger kontroversen Themen, so gern redeten wie andere auch.

Einen nächsten Schritt bildeten vergleichende internationale Forschungen zum Thema Schweigespirale und Peinlichkeitsempfinden. Die gleichen Reaktionen wie in Deutschland zeigten sich in Spanien, in USA, in Japan, Korea und China. Eine große Überraschung bildeten die englischen Ergebnisse: Die Engländer scheinen viel weniger peinlichkeitsempfindlich zu sein als andere Völker, die getestet wurden. Man denkt an die Bemerkung von Mme de Staël am Anfang des 19. Jahrhunderts: Die Engländer kennen keine Lächerlichkeit. Lächerlichkeit: das ist eine der schärfsten Waffen der Gesellschaft zur Isolationsdrohung gegen das Individuum. Wenn diese Waffe stumpf ist, sind die Individuen stärker, können weniger leicht vom Kollektiv eingeschüchtert werden.

Aber insgesamt ist an dem pankulturellen Charakter der sozialen Natur des Menschen und an dem Widerstreit zwischen individueller und sozialer Natur nicht zu zweifeln.

Allerdings haben sich in den verschiedenen Kulturen der Welt unterschiedliche Bewertungen, unterschiedliche Rücksichtnahmen entwickelt, wenn individuelle und soziale Natur in Konflikt miteinander geraten. In Europa hat schon seit der Antike die individuelle Natur Vorrang, heute oft so sehr, daß die soziale Natur des Menschen mit Füßen getreten wird.

In Ostasien, insbesondere in Japan ist das umgekehrt, die individuelle Natur wird geknebelt.

Natürlich wurde mir zunehmend klar, daß alle Wissenschaftler, die sich dem Thema der Verletzlichkeit der sozialen Natur des Menschen durch das Urteil anderer über sie zuwandten, auf Widerstände stießen. Das galt offenbar auch für die holländische Psychologin Florence van Zuuren. Nachdem ich die Tragweite ihrer Erfindung des Selbstversuchs, um sich seiner eigenen sozialen Natur bewußt zu werden, erkannt hatte, begann ich, nach ihr zu suchen. Ich wollte herausfinden, wie ihr wissenschaftlicher Weg mit der Methode des Selbstversuchs nach der Vorstellung auf dem Kongreß in Perugia weitergelaufen war. Lange Zeit brauchte ich, um ihre Adresse zu finden. Mit Hilfe des Internets gelang es dann aber, ihre Adresse und ihren Fachbereich an der Universität Amsterdam festzustellen und auch die Liste ihrer wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Von Selbstversuchen war nicht mehr die Rede, es handelte sich vor allem um psychiatrische und gesundheitspsychologische Untersuchungen. Ich schrieb ihr und beschrieb ihr, welche Tragweite die von ihr entdeckte Methode für unsere Arbeit in der Kommunikationsforschung der Universität Mainz hatte. Aber sie antwortete nicht.

Ich selbst jedoch blieb bei dem Thema, weil ich mich verpflichtet fühlte, die Zusammenhänge zwischen öffentlicher Meinung und sozialer Kontrolle – der wissenschaftlichen Nachricht, die mir 1964 an einem Sonntag in Berlin zugerufen worden war – vollständig aufzuklären. Dabei geriet ich auf Schritt und Tritt auf unerforschtes Gelände.

Der Widerstand, der der Anerkennung von Phänomenen wie öffentliche Meinung und Meinungsklima entgegengesetzt wurde und wird, schien mir zunehmend begründet in der Relativierung des moralischen Wertesystems, die damit unvermeidlich verknüpft war.

Das Wort „Meinungsklima“, „climate of opinion“, wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts von einem englischen Diplomaten Joseph Glanvill geprägt, der während der revolutionären englischen Epoche viel in Europa reiste. Er schrieb: Nur durch Reisen von Land zu Land erkenne man überhaupt, daß es so etwas wie Meinungsklima gebe.²⁰

In der Ausgabe von 1588 seiner *Essais* hatte Montaigne, der ebenso wie später Glanvill viel auf diplomatischen Missionen in Europa war, geschrieben: „Was ist das für eine Wahrheit, welcher Berge Grenzen setzen, und welche jenseits derselben zur Lüge wird?“²¹

²⁰ *Joseph Glanvill: The Vanity of Dogmatizing: Or Confidence in Opinions. Manifested in a Discourse of the Shortness and Uncertainty of our Knowledge, And its Causes: With Some Reflexions on Peripateticism; and An Apology for Philosophy.* London: E. C. for Henry Eversden 1661, S. 227.

²¹ *Michel de Montaigne: Essais.* (Evres complètes. Paris: Gallimard 1962, S. 1033.

Die Aussage von John Locke, die am meisten Anstoß erregte und die er in späteren Auflagen seines „*Essays Concerning Human Understanding*“ durch geschraubte Formulierungen ersetzte, war, daß nach den Maßstäben am Platze entschieden werde, was Tugend und was Laster sei.²² Was gut und was böse ist, soll nur Geltung haben an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit? Kann man sich mit einem solchen Gedanken je anfreunden? Heute sagen wir in Abhandlungen über öffentliche Meinung knapp, die Grenzen der öffentlichen Meinung liegen nur in Zeit und Raum. Aber das bestimmt nicht das Bewußtsein der modernen Menschen des 20. Jahrhunderts. Sie setzen ihre gegenwärtigen Werte absolut, entschuldigen sich für die Missetaten eines Kolumbus und ziehen daraus ihr moralisches Selbstwertgefühl.

Ich habe von dem Gefühl der Verpflichtung gesprochen, den Zusammenhang zwischen öffentlicher Meinung und sozialer Kontrolle aufzuklären. Man kann hierbei nur vorankommen, wenn man das als eine Aufgabe für mehrere Generationen von Wissenschaftlern versteht und mit Hilfe von Kollegen, Assistenten, Doktoranden, Studenten bestimmte Programme systematisch in Angriff nimmt. So haben wir zum Beispiel im Institut für Publizistik der Universität Mainz seit 20 Jahren ein fortlaufendes Programm von fragebogengestützten Textanalysen literarischer, philosophischer, historischer, politischer Texte, die auf ihr Verständnis von Schlüsselbegriffen der Theorie der öffentlichen Meinung hin untersucht werden. Mehr als 500 derartige Analysen liegen im Archiv des Mainzer Instituts. Besonders wichtig sind dabei Dissertationen wie: Öffentliche Meinung und die ungeschriebenen Gesetze in der Antike, Öffentliche Meinung im Alten Testament, Öffentliche Meinung im Buch der Wandlungen (I Ging), Öffentliche Meinung bei Nietzsche, Öffentliche Meinung und Ehre. Gerade eben wird eine Habilitationsschrift abgeschlossen, in der die Beziehung zwischen der Massenpsychologie von Sighele bis Ortega y Gasset und der sozialen Natur des Menschen untersucht wird. Spannend war dabei zu erfahren, daß der etablierte Sozialpsychologe Scipio Sighele im Vorwort zu seinem 1897 – vier Jahre nach der italienischen Ausgabe – auf deutsch erschienenen Werk: „*Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen*“ die Wahl des Themas damit begründet, er habe sich den Juristen gegenüber dazu verpflichtet gefühlt. Er schreibt: „In der Strafrechtswissenschaft und Praxis ist nie der Gedanke aufgetaucht, daß der Angeklagte einmal nicht ein Individuum, sondern eine Volksmenge sein könne. Wenn ein paar Leute, deren sich die Polizei bei einem Aufruhr oder einer Zusammenrottung hat bemächtigen können, vor Gericht erscheinen, so glauben die Richter, Menschen vor sich zu haben, die sich freiwillig in die Lage gebracht haben, auf die Anklagebank zu kommen – ohne daran zu denken, daß dieselben nur arme Schiffbrüchige sind, die ein Orkan, in den sie ohne ihr Wissen geraten, dorthin geschleudert hat. Die Untersuchung dieser Frage war also mehr als bloß interessant, sie war notwendig. Die kollektive Psychologie steckt noch in den Kinderschuhen, die Massenpsychologie, eines ihrer Kapitel, ist kaum zur Welt gekommen.“ Er endet mit den Worten, er würde sich

²² Locke 1976, S. 444.

freuen, wenn die von ihm gezogenen juristischen Schlüsse Eingang in die Gerichtshöfe fänden.²³

Schon 1999 wird aus der Mainzer Schule eine umfangreiche Dissertation zum Thema Ehre des spanischen Doktoranden del Ama vorliegen. Kernsätze dieser Dissertation sind knapp zusammengefaßt: Die Ehre, alles andere als überholt, erweist sich als existenzielles Element im Leben eines jeden Menschen, der oberste aller seiner Werte und darum des Rechtsschutzes mehr noch bedürftig als der Schutz von Eigentum und körperlicher Unversehrtheit. Besonders wichtig ist in dieser Dissertation der Nachweis über den inneren Zusammenhang zwischen „Freiheit“ und „Ehre“. Freiheit – heute in der öffentlichen Debatte über den Vorrang der Werte im Vergleich zur Gleichheit oft vernachlässigt und mißachtet – erweist sich als Voraussetzung, um Ehrgefühl zu entwickeln und damit das Selbstwertgefühl zu gewinnen, das die Quelle eines glücklichen Lebens ist.

Nach allem, was sich heute erkennen läßt, wird das feste wissenschaftliche Fundament für die Erkenntnis der sozialen Natur des Menschen, in diesen Jahren durch die am Beginn des Jahrhunderts einsetzende Hirnforschung gelegt. Schon jetzt bestätigen sich wichtige Annahmen wie G.H. Meads Vorstellung von der symbolischen Interaktion, ein Durchspielen in der Vorstellung des Individuums vor aller Realität, was man tun und nicht tun kann, und wie andere Menschen, wie die Öffentlichkeit reagieren wird. Es gebe, sagt die neueste Hirnforschung, für genau diese Tätigkeit des Menschen im Gehirn ein eigenes Zentrum, und zwar im Frontallappen (präfrontalen Cortex), ein Zentrum der Antizipation.²⁴

Vielleicht brauchen wir keine umständlich definierte „zweite soziale Natur des Menschen“, sondern es reicht, sich über die Subsysteme der sozialen Natur des Menschen klar zu sein und dabei insbesondere über die große Verletzlichkeit des Ehrgefühls. Ich möchte wie Sighele enden: Wie notwendig ist es, daß die Verarbeitung der sozialpsychologischen Erkenntnisse von den Juristen in Angriff genommen wird.

²³ *Scipio Sighele*: Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Dresden: Reissner 1897.

²⁴ *Nils Birbaumer/Robert F. Schmidt*: Biologische Psychologie. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, 3. Aufl. 1996, S. 716. *Antonio R. Damasio*: Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: Paul List 1995 (Ersterscheinung 1994 unter dem Titel: Descartes' Error. Emotion, Reason and the Human Brain. New York: Putnam's Son).